

VI.

Herder und Tetens.

Von
W. Übele.

I. Vorgeschichte.

Die geistigen Beziehungen von Herder und Tetens nehmen ihren Ausgang von der Sprachtheorie. Es gehörte damals eine Weile zum guten Ton, eine solche zu besitzen oder zu erwerben. Führend wirkte die Berliner Akademie. Ihr Präsident Maupertuis verlas 1754 eine Abhandlung, welche, im Zusammenhang mit der Frage einer Universalsprache, die Entstehung der Sprache aus Naturlauten und Konvention, d. h. empiristisch-epikureisch erklärte. Gegen ihn erhob sich das Akademiemitglied Süßmilch, der einen gründlich geführten Beweis für übernatürlichen Sprachursprung 1756 zum Vortrag und 1766 zum Druck¹⁾ brachte. Eine 1759 preisgekrönte Arbeit von Michaëlis à l'influence mutuelle des opinions sur le langage et du langage sur les opinions errang die besondere Zufriedenheit des gestrengen Protektors der Akademie, Friedrichs des Großen. So²⁾ wurde 1769 die Aufgabe über den Ursprung der Sprache gestellt: en supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?

Was jener Zeit die Frage nach der Sprachentstehung so anziehend machte, war die in der Formulierung liegende Spitze gegen das Wunder. Die Sprache in ihrem jetzigen traditionsmäßigen Bestand hat das Eigentümliche, daß Gedanke und Wort nur äußerlich-

¹⁾ „Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache einen Ursprung nicht vom Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe.“

²⁾ Bartholmèss, Hist. phil. de l'Acad. de Prusse II, S. 260 u. 268.

willkürlich zusammengekoppelt erscheinen. Bleibt man bei diesem Eindruck stehen, so ergibt sich die Erklärung der Sprache $\theta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$, νόμος, συνθήκη, aus profan gesellschaftlichem oder aus direkt göttlichem Statut. Ersteres war mehr im einen Lager der Griechen, bei Aristoteles, Demokrit, den Epikureern und Alexandrinern. Letzteres vor allem bei den christlichen Theologen, welche die Sprachausrüstung für eines der göttlichen Geschenke im status originalis und im Verfolg die Einzelsprachen für korrumpiertes Hebräisch erklärten. Stimmen, wie s. Z. die des Gregor von Nyssa, es sei Gottes unwürdig, ihn zum Grammatiker herabzudrücken, verhallten. Die Aufklärungszeit war solcher Annahme unmittelbar göttlicher Instruktion nicht günstig, so prompt man indirekt die Teleologie hinter den gesamten Weltmechanismus setzte. Verstärkt wurde die Abneigung dadurch, daß die beiden Faktoren, welche damals das sprachphilosophische Interesse in den Vordergrund rückten, daß Leibniz einerseits und die empiristischen Strömungen andererseits sich eben im Kampf gegen das Wunder die Hand reichten.

Leibniz' universaler Geist umspannte auch die Linguistik. Sie empfahl sich ihm durch die Einsicht, que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain et qu'une analyse exacte de la signification des mots feroit mieux connoître que toute autre chose les opérations de l'entendement,³⁾ sowie durch die weitere, daß die Sprachen Leitern sind in den Schacht der Urgeschichte. Die Sprachen — denn nur im Verein, verglichen mit einander bilden sie ein dienliches Werkzeug. Schon vor Leibniz hatte sich neben die klassische Philologie die „neuere“ gestellt, getragen von den Bemühungen sich fühlender Nationen um die eigene Sprache, der Franzosen, Schweden, Engländer, und im Zusammenhang damit war der Klassifikationstrieb, überhaupt die Sprachvergleichung erwacht, die nun Leibniz, lang vor den Schlegel und Grimm, bestimmt als Ideal aufstellte.⁴⁾ Gearbeitet hat er selbst, zusammen mit dem von ihm angeregten Bremenser Theologen Gerhard Meier,⁵⁾

³⁾ Nouv. Ess. ed Erdm. S. 325, a.

⁴⁾ N. E. 302, a: pour en mieux découvrir l'harmonie; L. Neff, Leibniz als Sprachforscher, Lyzeumsprogramm Heidelberg 1870, I. S. 37.

⁵⁾ N. E. 302; Tetens, Über den Ursprung der Sprachen, S. 46.

vor allem im Deutschen, welches der Chauvinismus der eben genannten Völker ungebührlich zurückgesetzt hatte, während es doch nach der Meinung von Leibniz, der es hoch an die von ihm angenommene einheitliche Ursprache hinaufrückte, eine reichere archaistische Fundgrube bilde als das Hebräische. — Nicht zu vergessen ist unter den linguistischen Motiven von Leibniz das erkenntniskritische, das ja bei seinem Widerpart Locke ausschlaggebend für seinen Sprachabschnitt⁶⁾ gewesen war. Alle Wörter, nicht bloß die meisten sind allgemein, sagt Leibniz gegen Locke und setzt nun betreffs des Realitätswerts des mit dem Wort fixierten Allgemeinen dem Nominalismus, dem er selbst in seiner Jugend nicht abgeneigt gewesen war, eine Art Konzeptualismus entgegen: man steigt nicht vom Einzelnen zum Allgemeinen auf, sondern stets von der allgemeinen Art zur noch allgemeineren Gattung; das Einzelne steht nicht auf sich selbst, sondern ist vom Allgemeinen als seinem Bildungsgesetz getragen.

Der Unvollkommenheit des empirischen Sprachmaterials, welche Leibniz übrigens durch Verkehr mit Fachmännern der verschiedensten Sprachgebiete nach Kräften zu heben suchte, trat treffende Totalintuition zur Seite. Die Sprache, sagt Leibniz, ist eine spezifisch menschliche Sache; die Affen haben menschenähnliche Organe, Papageien sogar Worte, aber Sprache fehlt. Sprachzweck ist ein doppelter, Gedankenmitteilung und Gedankenerleichterung. Letzterer Zweck ist von Locke nur leicht gestreift. Aber Worte sind eben so sehr „des marques (Notae) pour nous“ ähnlich den Zahlen und Algebrazeichen, wie „des signes pour les autres“.⁷⁾ Vernunft steht der Sprache ursprünglich unabhängig gegenüber, Denken wäre an sich möglich auch ohne Zeichen, aber mit ihnen geht es leichter und rascher: die Sprache dient auch à raisonner à part soi tant par le moyen, que les mots lui donnent de se souvenir des pensées abstraites, que par l'utilité qu'on trouve en raisonnant à se servir des caractères et des pensées sourdes; car il faudroit trop de tems, s'il falloit tout expliquer et toujours substituer les définitions à

⁶⁾ 3. Buch von Lockes Werk.

⁷⁾ N. E. 326, a; Locke 3. B. 9. Kap. § 2.

la place de termes.⁸⁾ Wörter sind wie „Wechsel“ und „Zeddel“, die an Stelle von Bargeld laufen.⁹⁾ Erkenntniskritisch konzeptualistisch läßt Leibniz psychologisch dem Nominalismus seine Bedeutung, ja baut nach derselben Richtung weiter. Der zweite Leibniz'sche Sprachzweck ist darin für die Frage des Sprachursprungs von Bedeutung, daß hier die eine These des späteren Süßmilchschen Zirkels antezipiert ist: Vernunft setzt Sprache voraus.

Gehen wir zu diesem Problem des Sprachursprungs selbst weiter, so steht hier Leibniz mit dem platonischen Kratylos, dem er oft wörtlich folgt, auf seiten des *φύσει* gegen das sei es *supra-naturale* sei es soziale *θέσει*, wenigstens was den Anfang der Entwicklung betrifft. Zwei Sorten Gründe¹⁰⁾ wirken beim Sprachursprung zusammen, natürliche und moralische, d. h. auf Wahl, Kunstarbeit beruhende. Letztere sind allein da in den rein erfundenen Sprachen einzelner Männer, auch, wie er meint, im Chinesischen; in unseren geschichtlichen Sprachen sind sie später als die natürlichen. Auch die natürlichen Gründe wirken nie mit zwingender Notwendigkeit, es spielt stark der Zufall mit. Man entdeckt sie in den jetzigen Sprachen, die durchaus abgeleiteten Charakter haben, durch etymologischen Rückgang aufs Ursprüngliche, die *mots radicaux*. Bei diesen zeigt sich un rapport entre les choses et les sons et mouvements des organes de la voix. Der Buchstabe r in einem Wort z. B. soll eine heftige Bewegung, ein starkes Geräusch der Außenwelt wiedergeben, l eine sanftere Bewegung etc. Auch Nachahmung der Tierlaute kommt herein. Bemerkenswert ist, daß hier schon Leibniz nicht bloß den Laut, sondern auch die Artikulationsbewegung in den Rapport mit dem Objekt hereinzieht — Wundt hat nur die Reihenfolge umgedreht.¹¹⁾ Ferner, daß schon ihm das Gefühl den Vermittler zwischen Ding und Laut resp. Lautmechanismus bildet: *sonos ad affectus motusque animi attemperare; vocabula orta ex analogia vocis cum affectu, qui rei sensum comitabatur.*¹²⁾ Übrigens haben schon die antiken

⁸⁾ N. E. 297, a. ⁹⁾ Neff I, 39f. ¹⁰⁾ N. E. 3. B. 2. Kap.

¹¹⁾ Völkerpsychologie 1. Bd. 1. T. S. 318; 2. T. S. 590.

¹²⁾ Leibniz ed. Dutens IV, Pars. II, S. 187.

Vertreter dieses sog. onomatopoetischen Prinzips nicht vollkommene Angemessenheit der Dinge und Wörter lehren wollen, der Kratylos nicht, auch die Stoiker nicht, die von der ὁμοιότης die ἀναλογία unterschieden, bloße Verwandtschaft des Lauts mit dem Gegenstand, besonders Übertragung anderer Sinneseindrücke in die Lautform.¹³⁾ Ist so die Sprache φῶσει entstanden, d. h. in der Weise, daß erstens natürliche, obschon nicht zwangsmäßige Gründe wirkten, nicht Zwecke; Gründe, die zweitens durch Vermittelung des Gefühls eine innere Beziehung zwischen Gedanken und Wort setzten, so hat dieselbe dann im Lauf der Entwicklung, durch Zufall mehr als durch Überlegung, die Grundbedeutung der Wörter auf dem Weg der Metapher, Synekdoche, Metonymie oft bis zur Unkenntlichkeit abgewandelt.

Der das konkrete Objekt nachahmende Charakter der Wurzelwörter schließt durchgängige sinnliche Grundbedeutung derselben ein. Alle Abstraktion ist später. Ebenso ist später die Beobachtung unsinnlicher, geistiger Objektivität; Wörter wie comprendre, imaginer, esprit, ange weisen alle eine sinnliche Grundbedeutung auf. Schon der Kartesianer Clauberg, den Leibniz sehr hoch stellt, hat das im wesentlichen erkannt, auch Locke. Eine Analogie, die zwischen Sinnlichem und Geistigem besteht, ermöglicht diese Bedeutungsübertragung. Nur darf die Reihenfolge concret — abstrakt, sinnlich-konkret — geistig-konkret nicht sensualistisch oder nominalistisch ausgebeutet werden: cet ordre ne donne pas l'origine des notions, mais pour ainsi dire l'histoire de nos découvertes.¹⁴⁾

Die Sprachen sind mit der Zeit einer natürlichen Korruption unterworfen. Hier kommen nun die „moralischen Gründe“, das Zweckmoment des θέσει zum Recht. Die Gelehrten können dieser Korruption entgegenarbeiten, wie die griechische Sprache zeigt.¹⁵⁾ Dies führt hinüber von der Vergangenheit zur Zukunft, vom Theoretiker Leibniz zum Praktiker Leibniz und seinem Plan einer ars characteristica, welche nach dem Vorbild der Mathematik schon durch Art und Zusammensetzung der — universalverständ-

¹³⁾ Wundt, Völkerpsych. 1. Bd. 2. T. S. 589.

¹⁴⁾ N. E. 220. 297, b; über Clauberg Neff I, 36. ¹⁵⁾ Neff II, 29.

lichen — Sprachzeichen Inhalt und Struktur der Begriffe kenntlich machen, die gesamte Definition somit schon aus dem Wortbild ablesen lassen und so dem im Sprachzweck liegenden Sprachideal, möglicher Vollkommenheit der Verständlichung mit anderen und der Denkerleichterung fürs Subjekt, immer mehr sich annähern solle.

Von diesen Gedanken Leibniz' zündete zunächst weniger das, was neu war, der Wunsch engster Fühlung des Sprachphilosophen mit der Sprachforschung — hier begnügte man sich mit Lektüre der Reiseberichte über die Sprache der Wilden —, als vielmehr, wie schon bemerkt, die Abweisung der Wundertheorie und die Wiederauffrischung der mittelalterlichen Bestrebungen um einen *calculus philosophicus*. Nachfolger wie Wolff, auch Lambert verdienen den der gesamten früheren Sprachphilosophie gemachten Vorwurf der Stellungnahme vor und außerhalb der wirklichen Sprache,¹⁶⁾ sofern sie mit ihrem apriorischen *signum*-Begriff in der Tasche über die oft so unbequeme Sprachempirie sich hoch erhaben dünkten.

Derselbe Vorwurf einer Vergewaltigung der Empirie ist aber merkwürdigerweise dem — Empirismus zu machen, dem zweiten mächtig anregenden Faktor neben Leibniz. Nicht die Erklärung des gegenwärtigen Sprachbestands war das letzte Motiv bei der empiristischen Rekonstruktion des Sprachanfangs und der damit gesetzten Entwicklung, sondern eine Tendenz. Die Tendenz, hoch als Komparativ von nieder zu fassen. Das Menschliche sollte aus dem Tierischen abgeleitet werden, die menschliche Sprache aus den Tierlauten. Zu diesem Behuf verwertete man auch hier Tradition. Epikur, der auch die Bezeichnungen auf ursprüngliche Naturlaute zurückführte und diese dann künstlich, durch Invention und Konvention weiterbilden ließ; Lucrez, der diesen Anfangszustand tierähnlicher Naturlaute durch die Parallele des Kindheitsalters stützte; gegen die Wundererklärung rief man speziell Demokrit zu Hülfe. Der gewichtigste Vertreter dieser kombinierten Interjektions- und Konventionstheorie ist Condillac: Die Sprache ursprünglich notwendiger Reflexlaut, Schrei der Empfindung, nicht

¹⁶⁾ Wundt, *Völkerpsych.* 1. Bd. 2. T. S. 584.

göttlich sondern tierisch; die empfindende Maschine tönt und dieser Ton, von gleichartigen Wesen sympathetisch erwidert — die Fiktion ist, daß zwei Kinder nach der Sintflut in der Einsamkeit zusammen aufwachsen — bildet sich von selbst zur Gegenstandssprache fort in der Weise, que leur commerce réciproque leur fit attacher aux cris de chaque passion les perceptions dont ils étaient les signes naturels.¹⁷⁾ Die Nachahmung der cris naturels wird hier bei der Interjektions- wie vorher bei der onomatopoetischen Hypothese zur Lautbereicherung beigezogen. Gut, aber zunächst nicht in die Entwicklung eingegangen¹⁸⁾ ist die Voranstellung des Oberbegriffs des „langage d'action“ als Prinzips der Gesten, des Tanzes, der Prosodie, Deklamation, Musik und Poesie, wovon die Sprache der artikulierten Töne sich abzweigte, um als bequemstes Ausdrucksmittel die bevorzugteste Ausbildung zu erhalten.

Die Interjektions- wie die onomatopoetische Theorie war eine *φύσει*-Erklärung. Aber beide, näher oder ferner verbündet mit der Erfindungshypothese, welch letztere dem reflektierten Zeitalter besonders genehm war, konnten die Wundererklärung nicht vollständig zum Tode bringen. Rousseau mit seiner früheren Sprachschrift „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“ ging gegen Condillac, Süßmilch,¹⁹⁾ wie erwähnt, gegen Maupertuis an. Wohl fügte Mendelssohn der Übersetzung von Rousseaus Schrift 1756 in einem Schreiben an Lessing eine Widerlegung von Rousseau bei, die Süßmilch neben einem Brief seines eigenen Lehrers Carpov für das Beste erklärte, was für natürlichen Sprachursprung beizubringen sei. Doch schien nochmalige zusammenfassende Bearbeitung nicht überflüssig. Daß die dahin zielende Berliner Preisaufgabe von 1769 des Reizes nicht entbehrte, zeigen die 31 einlaufenden Bewerbungen. Die 29. war die Herders mit der Devise *vocabula sunt notae rerum*. Herder, der von sich im „Reisejournal“ sagt: Kein Mensch hat mehr Anlage zur Philosophie der Sprache als ich“, der schon lang gern gegen Süßmilch und Rousseau für Moses öffentlich eingetreten wäre, der die Literatur

¹⁷⁾ *Essai sur l'origine de connoissances humaines*, Werke 1822, I, 1. Kap.

¹⁸⁾ Klingt an in „Älteste Urkunde“ I. T. VI, Anfang.

¹⁹⁾ Süßmilch, S. 124.

über die Materie, Lambert, Abbt etc. beherrschte, hatte der Preisaufgabe sofort sein Augenmerk zugewandt, kam aber erst im Krankenzimmer zu Straßburg, etliche Wochen vor dem Termin 1. Januar 1771, losgelöst von umfassenden Hilfsmitteln und viel aufs Gedächtnis verwiesen, zur Ausarbeitung. Goethe bekam die einzelnen Bogen, wie sie entstanden, zu lesen. Wenn Herder später nach dem unter Hamanns beichträtlichem Einfluß vollzogenen Gesinnungswechsel an diesen schreibt, er habe die Abhandlung nicht zum Zweck der Konkurrenz geschrieben, sondern um sie als „Schrift eines Witztölpels“ erscheinen zu lassen, so mögen solche Stimmungen damals schon mituntergelaufen sein. Jedenfalls schickte er die Arbeit noch zeitig ein und erhielt den 6. Juni 1771 den Preis. Sechs andere Arbeiten wurden ehrenvoll erwähnt; die Einsender lassen sich nicht mehr feststellen, da ihre den Namen enthaltenden Kuverts uneröffnet verbrannt wurden. Jerusalem und Tiedemann werden genannt als unter den Bewerbern befindlich.²⁰⁾ Anfang 1772 wurde Herders Arbeit auf Befehl der Akademie gedruckt.

II. Herder.

Herder sagt später über die Preisschrift, die „Leibniz-ästhetische Hülle“ sei bloß Maske gewesen. Er führt also selber die Abweisung des übernatürlichen Sprachursprungs auf Leibniz zurück. Was er positiv an Stelle des Süßmilchschen Standpunkts setzt, bewegt sich ebenfalls auf Leibnizschem Grund, doch so, daß auch die Condillac-schen Gefühlslaute ihre Einbeziehung finden.

Als konstitutives Element der spezifisch menschlichen Sprache läßt Herder freilich die Interjektionen nicht gelten. Sie sind nicht die Wurzeln der Gegenstandssprache. Als Tier ist der Mensch ja mit seinesgleichen durch dasselbe Gesetz wie die Tierwelt überhaupt verbunden, daß die Empfindungen in Töne ausströmen und beim Mitgeschöpf sympathisches Verständnis finden. Aber auf diesem Gesetz fußt nur der Ursprung des „äußeren Wortes“, das Hervorkommen des Lautes: jedes Gefühl, nicht bloß das intrasubjektiv, sondern auch das durch die, stets affektvolle, Betrachtung

²⁰⁾ M. Dessoir, *Gesch. d. n. deutsch. Psych.* 2. A. I, 429.

der Dinge ausgelöste, ist durch unmittelbaren Zusammenhang mit dem Mechanismus der Lautwerkzeuge von einem Laut begleitet. Auf den eigentlich konstitutiven Faktor stößt man erst, wenn man auf die geistige Eigenschaft der Worte sieht, *notae rerum* zu sein. Als solche heißen sie „inneres Wort“. Der Geist erkennt die Dinge an Merkmalen, diese sind „innere Worte“. Hier versagen Condillacs mit Vorstellungen äußerlich assoziierte Interjektionen, die Leibnizsche Apperzeptionslehre muß weiterhelfen.

Schon Leibniz hatte die Sprache für eine spezifisch menschliche Angelegenheit erklärt. Will man, sagt Herder, das Wesen der Sprache treffen, muß man das Wesen des Menschen kennen; das ist die Apperzeption, das deutliche Erkennen oder Erkennen durch Merkmale. Herder gewinnt diese Bestimmung auf einem Umweg übers Tierreich. Das war ja der empiristische Fehler, Tier und Mensch nur graduell unterschieden sein zu lassen. Herder tritt temperamentvoll für generischen Unterschied ein. So hatte es schon der bekannteste damalige Tierpsychologe, ein „gründlicher Philosoph Deutschlands“, der ältere Reimarus: Der Mensch besitzt Reflexionsvermögen, das Tier nicht. Noch eine andere, quantitativ klingende Bestimmung finden wir bei Reimarus: Das Tier ist mehr, der Mensch weniger determiniert in Betätigung seiner Kräfte. Herder hält des Reimarus Erklärung, weil er die Determination als „blinde“, das Vorstellungsmoment ausschaltende auffaßt, für „mißglückt“.²¹⁾ Man habe auszugehen von der umgekehrten Proportion zwischen Extension und Intension der Seelenkräfte. Die Tiere haben eine kleinere „Sphäre“; dafür sind ihre Sinne und Triebe schärfer, reißen sie gewaltsam, mit dunkler, allerhöchstens klarer²²⁾ Lebhaftigkeit auf diese ihre Sphäre hin. Der Mensch empfindet schwächer, gemäßiger, dafür aber mit dem Zug ins Weite, ins Universum. Die geringere Intensität schafft größere Helle, sofern sie ein freieres Dirigieren der Vorstellungskraft ermöglicht, welche aus dem durch die Sinne rauschenden Ozean der Empfindungen eine einzige Welle anhält und gesondert beachtet, sich aus dem Traumfluß in ein Moment des Wachens sammelt,

²¹⁾ Preisschr. S. 31. ²²⁾ ib. 55.

auf einem Bild freiwillig verweilt, sich ein Merkmal absondert,²³⁾ an dem sie ein Ding erkennt und wiedererkennt. Merkmal, der hervorstechendste Teil der Dingvorstellung, ist zugleich Apperzeptions- und Reproduktions-, Anerkennungs- und Wiedererkennungsmittel. Die hellere Beleuchtung kommt allerdings zunächst dem einzelnen Merkmal, der Einzelwelle zugute, verbreitert sich aber im Laufe der die Augenblickserfahrungen unter sich zusammenbindenden²⁴⁾ Entwicklung. Herder nimmt die Theorie vom umgekehrten Verhältnis von Extension und Intension als Grund der Möglichkeit der Apperzeption als Eigentum in Anspruch, verweist aber betreffs der Apperzeption und der Tendenz, ihr Wesen aus physischen Versuchen ins Licht zu setzen, auf eine Abhandlung der Berliner Akademie von 1764. Der Verfasser, Sulzer, leitet hierin aus dem Gebahren eines durch einen Schuß am Gehirn Lädierten, der beim Erwachen aus der Ohnmacht die Klagen der Umstehenden wohl hörte, aber sie zunächst nicht auf sich als Objekt bezog, sowie aus Selbstbeobachtungen beim Erwachen das Gesetz einer Stärkeskala ab, in welcher die Seele von dem ihr essentiellen Geschäft des Verdeutlichens oder logischen Denkens durch äußere Einflüsse abgezogen werde. Die Skala führt von den am stärksten abziehenden Sensationen zu den klaren, aber verwirrten Perzeptionen und dann zu den dunklen Perzeptionen.²⁵⁾ Eine Hilfshandhabe gegen Abgezogenwerden durch Sensationen hat die Seele, indem sie die Nervenbahnen von innen her, durch einen Zusammenhang fest mit dem Ichbegriff verbundener Perzeptionen zum voraus belegt.²⁶⁾ Es ist nicht unmöglich, daß Herder die Idee des Stärkeverhältnisses zwischen der höheren aber zugleich schwächsten Betätigung des Verdeutlichens und den niederen aber robusten Funktionen der Sinnlichkeit von Sulzer her im Gedächtnis hatte; es war dann bloß Übertragung auf Mensch und Tier nötig. Sicher spielt aber, wie wir später sehen, mehr noch Reimarus herein.

²³⁾ ib. 53. ²⁴⁾ ib. 148 f.

²⁵⁾ Schriften der Berl. Akad. 1764, S. 426.

²⁶⁾ ib. 429.

Das Wesen des Menschen ist „die Besonnenheit“, wie Herder den durch Moderation der Kräfte ermöglichten Intellekt bezeichnet im Gegensatz zu der tierischen Violenz, die auf einen kleinen Kreis beschränkt bleibt, diesen aber um so geschickter beherrscht. Wie verhält sich nun zu diesem Intellekt die Sprache? Süßmilch konstatiert²⁷⁾ einen Zirkel zwischen beiden, über den man nur durch Zuhilfenahme einer dritten Potenz, der göttlichen Instruktion hinauskomme. Einerseits gelte, wie wir schon von Leibniz her wissen: ohne Sprache kein Denken, wenigstens keins in deutlichen Begriffen.²⁸⁾ Andererseits sei die Sprache Werk eines hohen Verstandes, was aus ihrer Vollkommenheit und Ordnung erhelle.²⁹⁾ Herder hält diesen „ewigen Kreisel“ an: ratio et oratio! Dieses et setzt nicht bloß ein Nebeneinander: Denken findet Merkmale, Sprache hörbare Zeichen dieser Merkmale; sondern ein Ineinander: Denken findet Merkmale, Merkmale sind Zeichen, Zeichensetzung ist Sprache, also denken innerlich sprechen; das äußerliche Sprechen tritt dann mittels des psychophysischen Mechanismus hinzu. Hamann erklärt diesen Versuch der Ineinanderfügung aus dem Vorgang der Platoniker, welche die Doppelbedeutung von λόγος, = Vernunft und = Wort, ähnlich ausbeuteten, spricht von einem „platonischen Beweis“. ³⁰⁾ Man kann auch an Leibniz' *marques pour nous* denken, wobei Herder den Doppelsinn von *notae* benützt hätte. Eine wirklich innere Beziehung zwischen Denken und Sprechen wird durch dieses Kunststück nicht gesetzt, zum Laut hinüber reißt ja der Faden. Wichtiger ist die vermittelnde Rolle, die bei ihm, wie bei Leibniz das Gefühl hat.

Das Gefühl schaut nach einer doppelten Seite, nach dem Objekt hinaus und nach der Tätigkeitssphäre hinüber. Das Objekt kündigt sich der Seele im untersten Erkenntnisstadium durchs Gefühl an. Aus diesem heraus differenzieren sich die Sinnesqualitäten: Gefühl, der „Stamm“, aus dem die zarteren Äste der Sinnlichkeit wachsen, der „Knäuel“, aus dem die feineren Fäden sich entwirren. Das Stadium des reinen Gefühls und das der ersten Entfaltung der Sinnesqualitäten ist die Stufe der Dunkelheit

²⁷⁾ Seine Schrift, Vorrede S. 5. ²⁸⁾ ib. 68. ²⁹⁾ Preisschr. 105. ³⁰⁾ ib. 98 f.

und Verwirrtheit, höher hinauf kommt die der Klarheit und die der Deutlichkeit. Letztere ist da, wo Merkmale heraustreten. Merkmal ist demnach auf die Stufe der Deutlichkeit erhobenes Gefühl. Gefühl bezeichnet also nicht bloß wie bei uns Affiziertsein in Lust und Unlust, sondern auch Affiziertsein durchs Objekt, primäre subjektive Auffassung des Objekts, der gegenüber die Apperzeptionsstufe das Höhere, aber Sekundäre darstellt. Das Gefühl qua Affekt vermittelt die Beziehung zum Laut hinüber, sofern es den Lautmechanismus in entsprechende Tätigkeit setzt. Das Gefühl qua primäre Objektauffassung die Beziehung zu den äußeren Vorgängen und Dingen, sofern hier Ähnlichkeit vorliegt. Die Ähnlichkeit wird dann ohne weiteres von der Vorstellungsseite auf die Affektseite des Gefühls übertragen und so haben wir das onomatopoeische Prinzip, Nachahmung des Objektiven durch den Laut.

Diese Nachahmung ist einfach, wenn das vom Objektiven her Aufgefaßte (primär im Gefühl nebst verwirrter Empfindung, sekundär im Merkmal aufgefaßt) demselben Sinnesgebiet wie der Laut angehört, dem der Gehörsempfindung. Die Stimme gibt im Rahmen ihrer Mittel den objektiven Ton, das Blöken des Schafs z. B. wieder. Wie aber, wenn die übrigen Sinnesgebiete vom Objekt her tangiert werden? Hier nimmt Herder die bekannte Analogie der Sinnesempfindungen zu Hülfe, von der schon die Stoiker wußten. Er erklärt die Tatsache, daß sich uns mit diesem Schall jene Farbe etc. verbindet, mit dem gemeinschaftlichen Gefühlsausgangspunkt aller Sinnesgebiete. Von dorthier eignet ihnen trotz heterogener Qualität ein gemeinsamer Maßstab, der eine Äquivalenz bestimmter Gesichts- mit bestimmten Gehörsempfindungen etc. begründet.³¹⁾ Besonders im Anfangsstadium dunkler Perzeption, wo die Beiträge der einzelnen Sinne noch ineinander fließen, noch nicht gesondert ins Bewußtsein treten, was lange Übung der Kindesseele erfordert, ist die Regel, daß, wenn eine Sinnessaite getroffen wird, die übrigen mitklingen. Ein Gesichtseindruck wie der eines plötzlich schnellen Lichts am Himmel

³¹⁾ Instrukтив ist Korolenkos Novelle „Der blinde Musiker“. (In Meyers Volksbüchern.)

zieht auch das Gehör in Mitleidenschaft, dieses hat durch Druck vom gemeinsamen Gefühlsuntergrund her gleichsam eine entsprechende Gehörshalluzination, welche im Laute nachgeahmt das Wort Blitz ergibt. Nachgeahmt, gefunden ist der Laut auch hier, nicht erfunden.³²⁾

Beim Bund zwischen ratio und oratio ist Lautsprache vorausgesetzt. Eine Untersuchung etwaiger Vorzüge der Lautsprache vor anderen Gefühlsausdrucksmitteln fehlt bei Herder, ist vielmehr ersetzt durch eine solche über die Vorzüge des Gehörs vor den übrigen Sinnen. Ist dessen Superiorität festgestellt, so folgt die der Lautsprache von selbst, die mit jenem in direktem, nicht bloß analogiemäßigem Nachahmungsverhältnis steht. Der Vorzug des Gehörs ist seine Eigenschaft als „mittlerer Sinn.“ Man kann drei spezifische Vernunftsinne unterscheiden, die der Vernunft das beste Material beschaffen, Gesicht, Gehör, Tastsinn. Das Gehör liegt in der Mitte zwischen beiden, vermeidet das Zuviel und Zuwenig und bildet dadurch die geschickteste Tür zur Seele. In der Deutlichkeit hält es die Mitte: der Tastsinn zu dunkel, das Gesicht zu glänzend; in der Lebhaftigkeit: Tastsinn zu überwältigend, Gesicht zu kalt; in der Zeitdauer: es bringt sein Material successiv, wirft nicht so viel zumal herein wie die beiden etc. Kurz, das Gehör ist für die Seele, was das Grün fürs Auge und deshalb seine Merkmale die frühesten und hervorstechendsten. Die Erfahrung mit operierten Blinden zeigt, wie langsam erst sich das Gesicht entwickelt. Als Beispiel dient der von dem englischen Arzt Cheselden am Star operierte 13jährige Knabe, über den der Arzt 1728 in den Phil. Transactions berichtet und der von da an so viel zitiert wird.³³⁾

Aus den bisherigen psychologischen Ausführungen folgt, daß nach Herders Ansicht Vernunft und Sprache nicht bloß nebeneinander entstehen, sondern die Vernunft ist die innere Seite der Sprache und setzt durch Vermittlung des Affekts die äußere Sprache.

³²⁾ Preisschr. 101.

³³⁾ ib. 75; zitiert auch von Lamettrie, Condillac, Reimarus (Vernunftl. § 70), Tétens (I, 77; 363) etc.; auch Schopenhauer (S. v. Grund 4. Kap. § 21) und Helmholtz (Physiol. Optik 1867 S. 587 f.).

Mit dem schon Lucrezischen Schluß von der geistigen Ontogenese auf die Phylogenese rekonstruiert er den Sprachursprung in seinen zeitlichen Anfängen; es ist der Schluß vom natürlichen und künstlichen (operierter Blinder) Kind auf die Menschheitskindheit. Eine dritte Analogie bildet der im Stadium der Vernunftkindheit stehengebliebene Wilde. Immer ist's die Prävalenz von Gefühl und Sinnlichkeit vor abstrakt-demonstrativem Denken, was die Anfangsentwicklung kennzeichnet. Das Kind erkennt sinnlich-konkret und mit frischerem Gefühl, belebt deshalb alles. Ähnlich empfand der Urmensch das Lebensgewühl der Schöpfung, den sanften Druck aller Wesen auf seine Seele. Einheitlich wirkten die Gegenstände auf ihn, da war noch kein Sezieren und Abstrahieren, wie ja auch der Wilde, von unserer Arbeitsteilung unberührt, mit ungeteilter Seele „den ganzen Laut und alle sich äußernde Merkmale der lebenden Natur so ganz empfindet, wie wir es nicht mehr können.“³⁴⁾ Statt Demonstration, die nur Wechsel der Worte ist, Evidenz der Sachen, statt Begriffen Bilder, die doch die tiefste Lehre, den Weltsinn in nuce enthalten.³⁵⁾ Mit besserem Grund als die Alten kann Herder sagen: Die älteste Sprache war Poesie.³⁶⁾

Nicht bloß Psychologie, auch Sprachgeschichte führt auf diese Art der Ursprache. Sie konstatiert einen Prozeß steigender Rationalisierung der Sprachen,³⁷⁾ wie das Fortschreiten von Verbalwurzeln zum Nomen und den übrigen Wortarten, der ursprüngliche Reichtum der Synonyma, überhaupt des Wörterbuchs im Gegensatz zu der erst mit der Zeit sich herausarbeitenden Grammatik, die ursprünglich sinnliche Bedeutung auch der Abstrakta u. a. dar-tun. Der Leibnizsche esprit und ange, zeitgemäß durch Blick auf Svedenborgs Phantasien bereichert, kehren beim letzten Punkt wieder. Konnte aber die spätere Verstandessprache durch natürliche Kräfte des Menschen fortgebildet werden, warum sollten solche zur Bildung des sinnlich-künstlerischen Anfangsstadiums nicht ausgereicht haben? Um so mehr, als auf anderen Gebieten

³⁴⁾ Preisschr. 167.

³⁵⁾ ib. 78 ff. Älteste Urkunde I. T. IV. ³⁶⁾ Preisschr. 87.

³⁷⁾ ib. 127: aus Sinnen entspringend und mit Vernunft fortschreitend.

des Humanisierungsprozesses Parallelen solcher Entwicklung vorliegen.³⁸⁾

Herder schließt sich mit seinen zwei Hauptteilen der Doppelfrage der Akademie an, logisch nicht ganz glücklich, da mit der Bejahung des Ob auch schon das Wie zu erwägen war. Der zweite Hauptteil bietet nur eine nähere Beschreibung des Wie, aus der wir hervorheben, was das *φύσις* noch nach verschiedenen Seiten charakterisiert, die Frage der Aktualisierung des Potentiellen, des Verhältnisses von natürlich und geistig und von individuell und sozial.

Innere Faktoren des vernunftsprachlichen Entwicklungsprozesses sind physische Vermögen. Was deren Lebendigkeit betrifft, so steht Herder im Unterschied von Rousseau und Süßmilch, die darunter bloße Möglichkeit verstehen, und der deutschen Psychologie, die über ein Schwanken zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit nicht hinauskam,³⁹⁾ auf Leibniz' Seite.⁴⁰⁾ Aber er differiert, wie die meisten Leibnizianer, von ihm darin, daß er zur Influxustheorie zurückkehrt und neben die inneren Faktoren äußere, auslösende setzt. Der Glaube an die Vorsehung, die harmonisierend hinter dem Ganzen steht, bleibt ihm aber mit Leibniz gemein: „Die Natur gibt keine Kräfte umsonst. Wenn sie also dem Menschen . . . Fähigkeiten gab . . ., so kam diese Kraft nicht anders als lebend aus ihrer Hand und so konnte sie nicht anders als in eine Sphäre gesetzt sein, wo sie wirken mußte.“⁴¹⁾ Dieser Vorsehungsgedanke führt Herder schon in der Preisschrift hart an den Punkt, wo seine Ansicht in die gegnerische umschlug, sofern er gerade für den Entwicklungsanfang die hegende Vorsehung in besonderem Maß in Anspruch nahm.⁴²⁾ Er bricht diesem Zugeständnis für jetzt die Spitze ab durch Gebietsteilung: es sei nicht

³⁸⁾ ib. 215: progressionsmäßige Verfeinerung der Künste, Wissenschaften, Kultur und Sprache.

³⁹⁾ Dessoir, *Gesch. d. n. deutsch. Psych.* 2 2. A. I, 381.

⁴⁰⁾ cf. Preisschr. 49 mit N. E. 223, b: les puissances véritables ne sont jamais des simples possibilités. Il y a toujours de la tendance et de l'action.

⁴¹⁾ Preisschr. 143.

⁴²⁾ Schon von Steinthal bemerkt im „Ursprung der Sprache“, s. Referat über Herder.

das Werk der Philosophie, das Wunderbare in diesen Momenten zu erklären, so wenig sie die Schöpfung erklären könne, sie habe bloß die Möglichkeit aufzuzeigen. Später ist Herder bekanntlich aus religiösen Motiven ganz ins andere Lager übergetreten, was dann weiterhin die Romantiker in ihrer Sprachphilosophie mit beeinflusste. Wo er früher Natur sagte, setzte er Gott. Aber die Kluft beider Perioden wird dadurch gemindert, daß das göttliche Wirken auch beim späteren Herder nicht nackt eingreift, sondern überall durch kosmische Faktoren vermittelt ist:⁴³⁾ Durch die Natur, ihre Töne, ihr Licht instruiert Gott. — Wohl kennt auch Herder Fälle, wo innere Kräfte durch Ungunst der auslösenden Faktoren brach liegen; aber der Entwicklung im Großen, sagt sein geschichtsphilosophischer Weitblick, geschieht dadurch kein Abbruch: jahrhundertelanger Unwissenheit der Barbaren wird mit der Zeit durch Überlieferung von Volk zu Volk abgeholfen.⁴⁴⁾

Über das Bloßnatürliche erhebt sich bei Herder das Geistige. Trotzdem er gegenüber dem Tierischen das Geistige als qualitativ Neues einführt, gebraucht er wieder Ausdrücke, die es durchaus aufs bloßnatürliche Niveau herabzudrücken scheinen. Worte wie „hingerissen“, „gezogen“, „gelenkt“ werden, auf etwas „fallen“, „müssen“, aufs geistige Gebiet angewandt, Vergleiche mit den tierischen Instinkten, dem Saugen und Bauen der Biene,⁴⁵⁾ lassen verständlich erscheinen, wie der die Freiheit hochhaltende Hamann Herder mit Condillac zusammensteckte und von einem tierischen Ursprung der Sprache redete. Aber das Geistige hat eben eine naturhafte Unterseite. Reimarus hebt bei der Vernunft selbst diese instinktartige Grundlage hervor;⁴⁶⁾ auch sein „Weniger determiniert“ enthält eben doch Determiniertsein. So bleibt auch bei Herder, der ja daneben so wenig wie jener das freiheitliche Moment,

⁴³⁾ Älteste Urkunde I. T. IV: „Und wie geführt? von innen? von außen? mystisch? physisch? welche Unterscheidungen! ganz! göttlich und menschlich! nach Kräften von innen und Bedürfnissen von außen — also allwaltender Unterricht Gottes für sein Bild . . .“

⁴⁴⁾ Preisschr. 215. ⁴⁵⁾ ib. 145 f.

⁴⁶⁾ Allg. Betracht. üb. d. Triebe der Tiere 1760, § 139: Das Kind könnte nicht denken und nicht sprechen lernen, wenn nicht die logischen und die grammatischen Regeln zu den angeborenen Kunstfertigkeiten gehörten.

weniger Zwang, Dirigierenkönnen der Aufmerksamkeit, Wirken des eigenen Werks⁴⁷⁾ vergessen hat. Wie aber das Geistige aus dem Naturhaften herauswächst, so mündet es seinem Effekt nach wieder ins Naturhafte ein, ist als Glied dem großen kosmischen Prozeß eingeordnet. Deshalb kann Herder von „Naturgesetzen“ reden, die über dem geistigen Entwicklungsprozeß walten und die er versucht eins nach dem andern festzustellen.

Entwicklungsträger sind zunächst die Individuen, die in der Urzeit universaler, treffsicherer, produktiver waren. Ihre Beiträge blieben aber nicht als Individualeigentum stehen, sondern verschmolzen zur Familien- und Volkssprache. Das Wort, das bei Goethe so einschlug, von der Poesie als „Welt- und Völkergabe“ läßt sich auch auf die Herdersche Entwicklung der Sprache anwenden: diese ist wesentlich Gemeinschaftsgebilde. Der spätere Einfluß einzelner ist der stabilen Grundmasse der Sprache gegenüber minimal. Wo nachher aber sprachmächtige Individuen auftreten, sind sie mehr aus dem Holz des Poeten als des Philosophen.

Hiermit stehen wir zum zweitenmal vor der Herderschen Grundidee. Nicht bloß für den Anfang, auch für die weitere Entwicklung hält Herder an dem ästhetischen Grundcharakter der Sprache fest. Sein Spürsinn für richtige geistige Wertordnung, mittelst dessen er das Volkslied, Shakespeare, die Griechen hochhielt, ließ ihn denselben entdecken. Leibniz wußte auch vom ursprünglichen sinnlichen Charakter der Worte, der zusammengehalten mit der stets allgemeinen Bedeutung derselben zur Konsequenz führt, daß abstrakt und allgemein nicht immer sich zu decken brauchen; aber analog dem psychologischen Fortschritt von Sinnlichkeit zu Verstand konstruierte er auch die geschichtsphilosophische Entwicklung zur gelehrten Begriffssprache hin. Herders Verdienst ist, die Quelle des Geistigen an ihrem Ursprung gefaßt zu haben. Ehe sie in das Bett der Begriffsform geleitet ist, sprudelt sie mit ursprünglicher Frische in der Sinnlichkeit. Er redet von

⁴⁷⁾ Preisschr. 41 f. 53; cf. Reimarus § 155: eben in dem Mangel einer näheren Bestimmung der Kräfte liegt für den Menschen eine „entfernte und doch andringliche“ Bestimmung, nämlich daß alles auf eigene Erfindung, Ausarbeitung etc. abziele.

hier aus einer Philosophie der Anschauung, der Evidenz, des Zeichens, der Erfahrung das Wort, wovon erst Anfänge in Lamberts Phänomonologie, Mendelssohns Evidenz und Beatties Untrüglichkeit vorhanden seien.⁴⁸⁾ Will man das Sensualismus bei ihm heißen, es ist der Sensualismus des Dichters und Sehers. In der Sinnesempfindung schläft der geistige Gehalt, das Allgemeine, dem ursprünglichen Auge, dem „Kind“ und Genie unmittelbar erschlossen, von diskursiver Abstraktion erst langsam und mühsam zu erarbeiten, unter Umständen ihr unzugänglich, wenn sie auf den Abweg formalistischer Reflektiertheit gerät. Der damalige Zeitgeist bewegte sich auf diesem Abweg, Herders Lebenswerk ist der Kampf gegen denselben.⁴⁹⁾

III. Tetens.

Damals Professor an der kürzlich gegründeten Bützower Akademie mit einem Lehrauftrag für Physik und Metaphysik, ergriff Tetens zu der Sprachdebatte das Wort in der 1772 anonym zu Bützow erscheinenden Schrift „Über den Ursprung der Sprachen und Schrift“. Die Beziehung auf die Preisfrage geht, auch wenn sie nicht ausdrücklich im späteren Hauptwerk, den „Philos. Versuchen über die menschliche Natur“ 1777, bezeugt wäre,⁵⁰⁾ schon daraus hervor, daß die erstere Schrift mit der Fragestellung der Preisaufgabe beginnt und in der Anlage von ihr beherrscht ist: Ziffer II folgt die Definition der „natürlichen Fähigkeiten“ etc. Allerdings hält er die Doppelfrage nicht wie Herder auseinander, sondern nimmt das Ob und Wie zusammen.⁵¹⁾ Ob Tetens unter den Bewerbern um den Preis, etwa unter den sechs honorablement mentionnés war, könnte die Analogie der ebenfalls anonym 1772 erscheinenden Schrift Tiedemanns, der sich beworben hatte, nahelegen. Tetens selbst scheint sich von den „Philosophen, die sich mit der Auflösung der Aufgabe beschäftigt“, zu unterscheiden.⁵²⁾ Schrieb er aber erst nachträglich, kannte er dann wohl Herders Arbeit?

⁴⁸⁾ Älteste Urkunde I. T. IV.

⁴⁹⁾ Auch Preisschr. 167—170. ⁵⁰⁾ I, 768 f. 772.

⁵¹⁾ S. 74: es sei möglich und auf die erklärte Art und Weise möglich.

⁵²⁾ I, 768.

Der Zeit nach ist's möglich; schickte doch der Buchhändler Hartknoch schon von der Ostermesse 1772 an Herder die Hamannsche Rezension seiner Preisschrift. Ausdrücklich besprochen ist Herder allerdings erst in den „Phil. Versuchen“. I, 772 heißt es: „eine mittlere Meinung zwischen der von Süßmilch und Herder war die meinige“. Wahrscheinlich nicht objektiv „mittler“, sondern subjektiv vermittelnd; denn Tetens vermittelte gern⁵³⁾, wie seine ganze Zeit, besonders auch die Berliner Akademie. Ist's so, dann befaßt er Herder 1772 wohl unter den „einigen Philosophen“; die behaupten, „ein Mensch sei von Natur ebenso notwendig zum Sprechen bestimmt, als der Vogel zum Fliegen und der Hund zum Bellen“. ⁵⁴⁾ Und die Grundtendenz seiner Schrift ist, Herders Notwendigkeit natürlicher Sprachentstehung rechts und Süßmilchs Unmöglichkeit derselben links liegen lassend, die Möglichkeit derselben zu erweisen. 1777 geht er dann von der mittleren Linie einen Schritt weiter rechts Herder zu: „Es ist nicht daran zu zweifeln, daß in dem verbreiteten Menschengeschlecht die Menschheit sich nicht durch den inneren Drang ihrer natürlichen Fähigkeiten irgendwo von selbst zur Sprache verhelfen sollte“. ⁵⁵⁾

Tetens leitet die Frage der Akademie sofort in das Süßmilchsche Problem über: „Kann der Mensch, seinen natürlichen.. Fähigkeiten allein überlassen,.. ohne eine Sprache von selbst einen Anfang in der Entwicklung seiner höheren Erkenntniskräfte, machen? Kann er von diesem Anfang weiter gehen, und nun auch eine Sprache erfinden? Oder kann er auf eine Sprache kommen ohne Vernunft, und alsdann durch jene auch diese anbauen? Oder kann er beides zugleich, Sprache und Vernunft in Verbindung miteinander, sich verschaffen?“ Zur Entscheidung entwickelt er den Begriff der Condillac'schen Solokinden inkorporiert gedachten „natürlichen Fähigkeiten“. Diese bestehen, von der Vernunft zunächst abgesehen, in den fünf „niederen“ oder „ersten und allgemeinen“ Vermögen. Tetens führt den Nachweis, daß jene niederen Vermögen oder die sinnliche Natur des Menschen

⁵³⁾ I, 337 f. zwischen Locke und Leibniz; II, 210 zwischen Immaterialisten und Materialisten; II, 293 zwischen Immaterialisten und Bonnet etc.

⁵⁴⁾ 74. ⁵⁵⁾ I, 773.

sowohl die ersten Anfänge der Vernunft als die ersten Anfänge der Sprache ins Leben rufen. Durch solche Hereinnahme eines dritten Faktors neben Vernunft und Sprache und zwar eines derartigen, der für beide die unumgängliche Voraussetzung bildet, kommt er über Süßmilchs Zirkel hinaus.

Unter den fünf Posten der sinnlichen Natur verdient der vierte unsere nähere Aufmerksamkeit, das Nachahmungsvermögen. Dieses setzt lebhaftere Vorstellung des Nachzuahmenden voraus mittelst Empfindungskraft und Einbildungskraft; sodann ein Sichversetzenkönnen in einen Zustand, der demjenigen ähnlich ist, den man in dem Gegenstand empfindet; endlich die Fähigkeit, diesen innerlich angenommenen Zustand auch äußerlich auszudrücken mit Hilfe des Körpermechanismus. Nachahmung ist also bei Tetens nicht gerade jene „blinde Neigung“, gegen welche Herder im Interesse apperzeptiver Nachahmung polemisiert, aber doch eine vorvernünftige, allgemein tierische Fähigkeit. Nr. 5 ist das Dichtungsvermögen, welches die Empfindungen und Vorstellungen selbsttätig abändert, sie in Teile zerlegt, diese voneinander absondert und auf neue Art verbindet. Es strebt übers bloße Nachahmen hinaus, ist aber schwächer als dieses. Es ist der Same des Genies, aber als Funke in jedem Menschen, auch im Kind und Barbaren, ja in einigen Tieren. Auch beim Prozeß der sogenannten „sinnlichen Abstraktion“ ist es beteiligt.⁵⁶⁾ Die gewöhnliche Abstraktionstheorie, wonach es von genau bestimmten Einzelbegriffen durch Weglassung von Bestimmungen zu allgemeineren Gebilden aufwärts gehen soll,⁵⁷⁾ ist zu berichtigen. Vor der logischen Abstraktion geht die sinnliche vorher und deren Produkte sind rohe Allgemeinbilder. Das Kind nennt jede Mannsperson Papa. Das durch die Einbildungskraft festgehaltene Erinnerungsbild des Vaters wird der Allgemeinmaßstab, den der Witz jedem weiteren Bild einer männlichen Person gegenüber gebraucht; kommen Unterschiede der verschiedenen Bilder zum Bewußtsein, so hypostasiert das Dichtungsvermögen das Gemeinschaftliche derselben, es aus

⁵⁶⁾ 34: bloß Wirkung der Einbildungskraft und des Witzes; cf. I, 129.

⁵⁷⁾ Auch noch Süßmilch S. 42.

dem Unterschiedlichen herausschälend, in einem unbestimmten Bild. Auf diese Weise bekommt Tetens das sinnlich-konkrete Bild zum Ausgangspunkt wie Herder, sucht aber, was Herder begriffsmäßig anzustreben unterläßt, eine ausdrückliche Vereinigung mit der daneben von Leibniz betonten, von Reimarus wieder eingeschärften⁵⁸⁾ Ansicht von dem Prius des Allgemeinen vor dem Besonderen.

Die durch die fünf Nummern dargestellte sinnliche Natur des Menschen ist nun fürs erste die Voraussetzung der ersten Sprachentwicklung, sofern auch das noch zu jener sinnlich-tierischen Natur gehört, unterschiedene Empfindungen auf verschiedene Weise anzuzeigen durch Töne, welche durch die Heftigkeit des Empfindens und Verlangens herausgepreßt werden. Diese interjektionalen Laute werden bereichert durch „sympathische“ Nachahmung derselben mechanischen Laute der Tierwelt, Heulen, Pfeifen, Knirschen, und der Naturschälle, Rieseln, Brausen, Donnern. Was der Mensch durch diese — Condillac'sche — Sprache zu erkennen gibt, ist Leiden und Tun, noch keine Ideen von Gegenständen; ein Hund bezeichnet seinen Herrn nicht durch einen bestimmten Ton.⁵⁹⁾

Zweitens ist die sinnliche Natur auch Voraussetzung der Vernunftentwicklung. Was ist Vernunft? Tetens folgt dem Sprachgebrauch des Reimarus, dessen Vernunftlehre er seit Winter 1762 seinen Logikvorlesungen zugrunde legt.⁶⁰⁾ Vernunft im engeren Sinne ist das Vermögen, den Zusammenhang allgemeiner Wahrheiten einzusehen. Ein Anfang der Vernunftwirkungen ist aber schon die Reflexion als das Vermögen, eine Empfindung gegen eine andere zu halten, sie zu vergleichen und ihre Verschiedenheit wahrzunehmen.⁶¹⁾ Eine Wirkung der Reflexion

⁵⁸⁾ „Triebe“ § 21: „Es ist eine unerkannte Wahrheit, daß wir nicht einmal von einzelnen Dingen Begriffe haben, als vermittelt der eingesehenen Ähnlichkeit mit anderen und also vermittelt des allgemeinen Erkenntnisses.“

⁵⁹⁾ 26.

⁶⁰⁾ S. Schluß der Erstlingsschrift von 1760 „Gedanken über einige Ursachen, warum in der Metaphysik nur wenige ausgemachte Wahrheiten sind.“

⁶¹⁾ S. 33 = Reimarus, „Triebe“ § 28; „Vernunftlehre“ (1756) § 26.

ist die Apperzeption oder das Bewußtwerden.⁶²⁾ Sachlich möchte Tetens sich möglichst von Systemen fernhalten. Deshalb entscheidet er die Frage nicht, ob bloß gradueller oder genereller Unterschied von Mensch und Tier, sondern statuiert nur den bei beiden Erklärungsversuchen ja identisch bleibenden faktischen Unterschied.⁶³⁾ Auch betreffs des Verhältnisses von Sinnlichkeit und Vernunft läßt er dahingestellt, ob die Empfindung selbst schon Gedanke und Verhältnisgefühl Denken sei, wie Hume und vor ihm und nach ihm andere wollen,⁶⁴⁾ oder ob Empfindung und Verhältnisgefühl bloß Stoff und Anlaß zum Denken liefern. Nur die Tatsache, daß das Denken auf Sinnlichkeit angewiesen ist, nimmt er als zweifelloses Resultat der „neueren Untersuchungen über die Wirkungen des menschlichen Verstandes“ in Anspruch. Welche Beschaffenheit speziell der Sinnlichkeit die Verstandesfunktion auslöst, zeigt der zweite zugestandene Erfahrungssatz: „Die Äußerung unserer Vernunftfähigkeit erfordert eine gewisse Auseinandersetzung unserer Empfindungen.“⁶⁵⁾ Ist die Sinnesempfindung bis zu einem gewissen Grad ausgewickelt, wodurch ein „abgesondertes hervorstehendes Gefühl der einen Empfindung vor der anderen“⁶⁶⁾ entsteht oder das, was Tetens „objektivische Klarheit und Deutlichkeit“⁶⁷⁾ nennt, so wirkt dieser Zustand der Apperzeptibilität⁶⁸⁾ als auslösender Reiz auf die Vernunft, die dann nicht beliebig reagieren kann, sondern muß.⁶⁹⁾ Näher sagt Tetens, was unter „Auseinandersetzung“ zu verstehen, I, 101—3 nach Analogie optischer Erfahrung: Das Gegenteil von auseinandergesetzt ist da, wo „die Gegenstände einander allzu ähnlich oder allzu nahe beieinander sind, oder sich einander

⁶²⁾ S. 28 = Reimarus, „Triebe“ § 29; „Vernunftlehre“ § 27: vierter der acht aus der Reflexion abzuleitenden Vorzüge des Menschen ist die Apperzeption.

⁶³⁾ S. 15, cf. Reimarus, „Triebe“ § 20—25.

⁶⁴⁾ T. zitiert Hume schon 1761. I, 201 nennt er Bonnet, Search, Hume als solche, welche „die gesamte Verstandeserkenntnis für eine verfeinerte und erhöhte Empfindung ansehen“.

⁶⁵⁾ 17. ⁶⁶⁾ 28. ⁶⁷⁾ 29 = I, 715. ⁶⁸⁾ I, 97.

⁶⁹⁾ 15. 17. 29 f.; cf. I, 475: so notwendig, wie das Feuer, an trockenes Stroh gebracht, zünden muß.

bedecken, oder auch sonst in der Vorstellung so genau ineinanderfließen, daß sie wohl beide zugleich, aber nicht jedes absondert von dem andern vorgestellt werden können“.

Das Verhältnis von Sinnlichkeit und Vernunft findet sich noch einmal im Hauptwerk behandelt, im 11. Versuch, und zwar unter dem Gesichtswinkel der Frage nach der Grundkraft der menschlichen Seele und dem Charakter der Menschheit“. Hier findet sich die ausführliche Abrechnung mit Herder. Des Reimarus Fehler war gewesen, daß er das Weniger und mehr Bestimmtheit der Grundkraft, das er richtig als Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen- und Tierseelen hervorhob, nicht genauer explizierte, so daß ihm blinder Naturzwang als Sinn seiner Determination vorgeworfen werden konnte; ferner, daß er jenes Merkmal nur für eines neben andern hielt. Sonst würde er „von den Erklärungen des Hr. Herders aus der Besonnenheit wohl nicht so weit verschieden sein, als der letztere es dafür hielt, und jene unter die mißgeratenen Hypothesen hinrechnete“. ⁷⁰⁾ Beide seien aber zu kurz und zu dunkel, um sie sicher zu verstehen. Herders Schreibweise schildert er dahin, daß er die Begriffe mehr male, als logisch zeichne. „Man muß ihm dafür Dank wissen; die Ideen in starken Imaginationen eingetaucht, leuchten mit einem helleren Licht, das aber auch oftmals blendet. Die sanftere Deutlichkeit ist doch mehr dem forschenden Verstand angemessen, die oft durch die starken Farben der Metaphern verloren geht. Statt eines genau ausgemalten Bildes erhält man zuweilen nur ein buntes Gekritzeln.“

Herder lasse die freie Vernunfttätigkeit des Menschen gesetzt sein durch die Eigenart der menschlichen Seele, daß sie eine größere Extension zu mehrartigen mit minderer Intension in einzelartigen Handlungen besitze. Aber die Vernunft sei etwas Neues, nicht logisch aus dieser Eigenart zu Folgerndes. Diese Eigenart gebe nicht einmal notwendig dem Menschen einen Vorzug vor dem Tier, sofern man mit ihr Menschen- und Tierseelen auch in das Verhältnis gesetzt denken könnte, „dergleichen zwischen

⁷⁰⁾ I, 748.

den kleinen allgemeinen Geistern, die zu allem mittelmäßig geschickt sind, weil sie zu nichts es auf eine vorzügliche Art sind, und zwischen den Genies stattfindet, die an einer Seite weit über den gemeinen Menschenverstand erhaben, und an einer Seite unter ihm stehen. Dies letztere würde die Tiere mit ihren starken und sicheren Instinkten; und jenes der Mensch mit seinen schwachen zu allem aufgelegten Naturkräften seyn.“ Solange bleibe jene Theorie falsch, als im Hintergrund die Annahme mitwirke von einer gleichen Kraftquantität bei Mensch und Tier, die sich nur verschieden auslebe, beim Tier mehr auf einem Fleck, bei Menschen in breiterem, aber dafür weniger heftigem Erguß. Auch eine bloße Steigerung der Kraft beim Menschen gäbe eben ein reicheres und feineres Empfinden, eine höhere Tierkraft. Ein qualitativ höheres Prinzip müsse man beim Menschen einsetzen lassen, die innere Selbsttätigkeit. Diesem komme es allerdings zustatten, daß es verknüpft sei mit dem, was Herder geringere Intension der Seelenkraft neben größerer Extension nenne. Es ist das nichts anderes als Tetens vorzüglichere Modifikabilität der Sinnlichkeit oder Auseinandergesetztheit der Empfindungen. „Die einseitigen intensivern Empfindungen des Tiers betäuben und reißen hin, und hindern dadurch die Besinnung; dagegen die sanftern, gemäßigten und mehr auseinandergesetzten menschlichen Gefühle die Selbsttätigkeit zum Vorstellen und zum Denken erwecken.“ Tetens stellt also ein doppeltes Unterscheidungsmerkmal zwischen Mensch und Tier heraus: größere Feinheit des Empfindens und innere Spontaneität in Vorstellen und Denken; erstere wirkt auf letztere als Auslöschungsfaktor. Die Frage, ob ein Art- oder Gradunterschied bei Mensch und Tier vorliegt, läßt er auch im Hauptwerk schließlich offen I, 761; trotz des Kanons I, 150 ist der einzelne Fall schwierig unter ihn zu subsumieren, da das „äußere Ansehen“ nicht entscheidet. Aber wenn schon Hamann diese Frage für irrelevant erklärt hatte, so auch Tetens und zwar mit der Begründung, man könnte selbst unter Voraussetzung der Leibnizischen Monadenlehre den Stufenunterschied der an sich homogenen Seelen ins Unendliche dehnen, so daß auch bei dieser Position die Kluft nie auszufüllen wäre.

Den Grund, warum gerade die Töne zu Zeichen der Sachen verwendet wurden, findet Tetens nicht wie Herder in der Eigenschaft des Gehörs als „mittlerer Sinn“ I, 770. Die Impressionen aufs Gehör mögen die ersten unterschiedenen Impressionen gewesen sein, aber nicht die ersten unterschiedenen Merkzeichen von Gegenständen. Die spezifischen Vernunftsinne, die den Grundstock zur Gegenstandsempfindung bilden, sind vielmehr die Impressionen des Tastsinns und Gesichts I, 419. 425; an sie hat sich die für sich unlokalisierte Gehörsempfindung anzulegen. Nicht ein besonderer Vernunftsinne, sondern ein besonders bequemer Verständigungssinne ist das Gehör. Schälle sind viel bequemer durchs Stimmorgan wiederzugeben, als gesehene Linien nachzuzeichnen [man denke an die Gebärdensprache]. „Die Gehörsempfindungen sind die einzigen, welche so wie sie aufgenommen sind, nachgemacht und äußerlich dargestellt werden können, ohne die nämlichen oder ihnen ähnlichen Dinge, von welchen sie zuerst entstanden, vor sich zu haben.“

Wir sahen bisher: Die Sinnlichkeit ist Voraussetzung sowohl für Entstehung der Sprache als der Vernunft. Wegen dieser Abhängigkeit je von einem dritten Faktor können beide zunächst unabhängig voneinander in die Existenz treten, wie dies Leibniz und Locke dem Denken wenigstens als Möglichkeit vorbehalten. Aber sie würden ohne Wechselwirkung weiterhin keine großen Sprünge machen.

Einmal die Sprache könnte ohne Vernunft beginnen, von der Sinnlichkeit her in den Interjektionen gesetzt. Aber die Vernunft erst macht den tierischen Ton zu einem menschlichen Wort, also zu etwas Geistig-Bewußtem, gerade so wie sie die Empfindung zum Gedanken umformt.⁷¹⁾ Und im Verfolg dient sie zur „Erweiterung und Verfeinerung“ der Sprache.⁷²⁾ Die Vernunft ihrerseits könnte sich in ihren Keimen ohne Sprache regen. Sie bedarf zwar zu ihrem Hervortreten der Sinnlichkeit, speziell der Auseinandergesetztheit der Empfindungen, aber nicht gerade des sinnlichen Tones. Auch wenn man auf den Sprachzweck der Ver-

⁷¹⁾ 28. ⁷²⁾ 40.

ständlichung sieht, so waren die Empfindungen nicht gerade bloß von hörbaren Zeichen, sondern schon „an ihren Ursachen und Wirkungen in dem Körper und an vielen anderen begleitenden und die äußern Sinne rührenden Bewegungen, an Mienen und Gebärden, kenntlich“. ⁷³⁾ Aber faktisch leistet die Sprache schon bei den ersten Vernunftregungen Dienste. Dadurch, daß zu zwei Empfindungen noch zwei durch Körpermechanismus gegebene, vom „Witz“ auseinandergehaltene Töne als Wirkung jener hinzutreten, werden durch Rückeinfluß der Wirkung auf die Ursache die Empfindungen noch auseinandergesetzter, unterscheidbarer, apperzeptibler gemacht. „Derjenige, der zweien unterschiedene Begriffe mit zweien unterschiedenen Tönen auszudrücken sich bestrebte, gab sich natürlicher Weise einige Mühe, und strengte sich an, diesen Unterschied recht bemerklich zu machen; und indem er dieses that, nahm er sie desto lebhafter wahr. Der Gedanke ward in dem Augenblick völlig geboren, da er durch ein Zeichen ausgedrückt werden sollte“. ⁷⁴⁾ Also: durch Hinzutritt der Sprache Verstärkung der Aufmerksamkeit und dadurch deutlicheres Heraustreten der sinnlichen Unterschiede, Hebung der Apperzeptibilität. Aber nicht bloß die Denktätigkeit wird intensiver, auch der Denkinhalt erhält — hier kommen wir auf Leibniz' *marques pour nous* — durch Verknüpfung mit dem Sprachzeichen Vorzüge: Der Ton ist, ähnlich dem sinnlichen Bild, leichter faßlich, leichter behältlich und leichter reproducibel als die bezeichneten Sachen und Gedanken selbst. ⁷⁵⁾ Die Allgemeinbegriffe, die sich sonst ihrem Inhalt nach leicht wieder verflüchtigen würden, erhalten dadurch eine solide Unterlage; besonders die durch einen künstlichen Gesichtspunkt gefundenen haben es nötig, während die den Klassen in der Natur folgenden, wie Baum, Mensch, Berg, Wasser, sich zur Not auch ohne sprachliches Fundament konservieren könnten. ⁷⁶⁾ Eine Hauptbequemlichkeit endlich ist, daß — auch dies nach Leibniz — die Zeichen die Gedanken geradezu vertreten können, „daß nämlich

⁷³⁾ 33.

⁷⁴⁾ 39; auch im Hauptwerk ist Unterscheiden und Apperzipieren in engem Zusammenhang I, 280.

⁷⁵⁾ 40. ⁷⁶⁾ 35. 61; cf. I, 460—462.

das Vergleichen der Begriffe, das Trennen und Verbinden derselben . . . nunmehr, wenn nicht ganz allein zu einem Geschäft der Einbildungskraft und des Gehirns gemacht, dennoch zwischen diesen sinnlichen Fähigkeiten und zwischen der Reflexion auf eine solche Art vertheilt war, daß jene allemal woran arbeiten, diese letztere aber gleichsam nur zusehen, jener ihre Arbeiten lenken und weiter treiben durfte“. ⁷⁷⁾ In dieser dreifachen Art, durch Anspornung der Denkenenergie, durch Materialisierung des luftigen Gedankens und durch teilweise Mechanisierung des Denkprozesses, der sich auf diese Weise zum Teil ins assoziative Gebiet verlegt und dem Verstand mehr bloß die kritische Direktive übrig läßt, „erweckte, unterstützte und stärkte die Sprache den Verstand“. — Beide wachsen dann miteinander, wie — das W. v. Humboldtsche Bild findet sich hier schon — die Seele mit dem Körper; die Gedanken sind von nun an den Tönen „eingekörpert“. ⁷⁸⁾ Daß freilich in der Sprache nicht nur ein förderndes, sondern auch ein einschränkendes Moment für die Vernunft liegt, hat Tetens nicht übersehen. ⁷⁹⁾ „Es gibt Begriffe, die bey einem Volk mit Lebhaftigkeit gedacht werden, und die man bey einem andern entweder ganz vermisst, oder nur theilweise . . . antrifft“. „Wer eine cultivirte Sprache erlernt, erlernt auch zugleich ein fremdes Gedankensystem“.

Die Preisfrage wäre jetzt im Prinzip gelöst, wenn nicht der Anstand bliebe, daß der Name Sprache zwei ganz verschiedene Dinge, die Gefühlslaute und die Gegenstandssprache umfaßt. Der Übergang von ersteren zu letzterer muß näher bezeichnet werden. Tetens läßt zu diesem Behuf die Vernunft in Analogie zu diesen zwei Sprachetappen fortschreiten, von der Verarbeitung der Empfindungen des inneren Sinns zu denen des äußeren Sinns. Der Mensch bemerkt zuerst seine Empfindungen, sein Verlangen, Tun und Leiden. Durch Empfindungen und Triebe wird er dann gleichsam, so schon Condillac, mit den Gegenständen außer ihm hand-

⁷⁷⁾ 40. ⁷⁸⁾ 40.

⁷⁹⁾ 62; Lambert N. Org. Semiotik § 1: diese . . . Anzahl der Wörter . . . setzt unserer Erkenntnis gewissermaßen Schranken.

gemein und bemerkt auch diese.⁸⁰⁾ Wie sich vom Empfindungsstadium aus die Idee von Gegenständen bildet, durch Vereinigung von Impressionen verschiedener Sinnesklassen und durch Subsumtion unter einen Verstandesbegriff, zeigt Tetens erst im Hauptwerk; auch einen minutiösen Vorsprung der Entwicklung des inneren Sinns vor der des äußeren hält er hier noch aufrecht.⁸¹⁾ 1772 spricht er einfach von Nennwörtern als Gegenstandszeichen, denen die Zeitwörter, die zunächst unser inneres Erleben anzeigen, vorhergehen, wie es auch Herder⁸²⁾ hat. In Amerika soll es noch Sprachen geben, die nur das Verbum und nicht das Nomen haben.

Die Sprache im Anfangsstadium ist demnach Bildersprache, durchaus sinnlich,⁸³⁾ bestehend aus Wurzelwörtern. Der Wortvorrat stammte aus den mechanischen Tönen, den ursprünglich mechanischen, durch heftiges Empfinden ausgepreßten, und den abgeleitet mechanischen, die in gleichsam spielender Anwendung der Stimme auch Empfindungen mit schwächerem Affektton begleiteten.⁸⁴⁾ Zu den verbalen traten nominale Bildungen, welche äußere Gegenstände und deren Beschaffenheiten mit der Zunge nachahmen wollten. Tetens adoptiert hier die onomatopoetische Theorie: „Die Empfindung einer heftigen und schnellen Bewegung bringet uns innerlich in eine Art von Wallung.“ „Diese Modifikationen unserer Empfindungen wirken zurück in den Körper, und wo sich die Empfindungen in den Musceln des Stimm-Organes wie in den Augen äußerlich abdrücken, da gehen diese Beschaffenheiten so zu sagen mit über.“⁸⁵⁾ Diese onomatopoetischen Laute hängen wie die abgeleitet interjektionalen vom Mechanismus des Stimmorgans ab, drücken jedoch nicht mehr vorvernünftige Empfindungen und Begierden, sondern Ideen von Gegenständen aus. — Diese ursprüngliche Sprache versagte, sowie die auszudrückenden Begriffe sich mehrten.⁸⁶⁾ Man griff zur Auskunft der Ableitung mit ihren verschiedenen Methoden.⁸⁷⁾ Tetens nennt Regeln, wonach vor

⁸⁰⁾ 53. ⁸¹⁾ I, 413. ⁸²⁾ Auch Lambert Semiotik § 145. 119. ⁸³⁾ 50.

⁸⁴⁾ 41: bei heiterem Gefühlston kommen nach Meier mehr die Vokale a e i, bei traurigem o u zur Verwendung.

⁸⁵⁾ 45. ⁸⁶⁾ 48, wie Herder S. 86.

⁸⁷⁾ 49, Lambert Semiotik § 20. 126 ist hier weitergebildet.

der Vernunft, später zusammen mit der Vernunft die Einbildungskraft bei dieser Ableitung arbeitet: Das Verhältnis der Ähnlichkeit, wenn auch in roher Art gehandhabt, aber auch die anderen Verhältnisse, Koexistenz und Kausalverknüpfungen konnten, wie die Beispiele in Leibniz' *Nouveaux Essais* dartun, den Grund der Benennung von neuem nach altem abgeben.⁸⁸⁾

Wir finden bei Tetens nach Obigem infolge einer Synthese von Condillac und Leibniz ein engeres und weiteres Anfangsstadium: 1. Die Interjektionsepoche. 2. Die Wurzelepöche.

Daß Tetens das $\varphi\acute{o}\sigma\epsilon\iota$ im Sinn einer inneren Beziehung zwischen Gedanken und Wort vertritt, ergibt sich aus der Übernahme des interjektionalen⁸⁹⁾ und des onomatopoetischen Prinzips. Er hat es aber auch im Sinn der Entstehung aus unwillkürlichen — wenn auch nicht zwangsmäßig wirkenden — Gründen, durchaus leibnizisch. Der Begriff „willkürlich“ als eine Absicht, Überlegung enthaltend paßt höchstens auf die Genesis der Räuber- oder Handelssprache. Mit Abweisung von Absicht und Plan⁹⁰⁾ fällt die Grundvoraussetzung der Erfindungstheorie, die ja auch beim Süßmilchschen Zirkel im Schluß aus der Vernunftgemäßheit der Sprache auf dahinterstehenden vernünftigen Urheber eine Rolle spielt. Schon Reimarus hatte gesagt: die Tiere richten gewissermaßen durch ihre ganz undeutliche und verworrene Vorstellung eben dasselbe aus und erreichen dadurch denselben Zweck und Nutzen, welchen wir Menschen durch unser Denken, durch Begriffe, Urteile und Schlüsse, durch Witz, Verstand und Vernunft, ja sogar durch überlegte Wahl und Freiheit, erhalten. Aber die Art ihrer Vorstellung ist von der unserigen gänzlich und wesentlich verschieden.“⁹¹⁾ Es verhalte sich mit beiden, wie mit zwei Menschen, von denen der eine Zahlen lesen, der andere rechnen kann. Tetens weiß, daß auch beim menschlichen Handeln ein Fortschritt vom

⁸⁸⁾ Hier spielt schon der spätere über das Vergleichen auf alle Relationen erweiterte Denkbegriff herein.

⁸⁹⁾ Der Schmerzensschrei ist mit dem Schmerz nicht verwandt; aber man kann doch von einer inneren Beziehung zwischen beiden reden, welche indirekt durch sympathetisches Verständnis hergestellt wird.

⁹⁰⁾ 60. 78f. ⁹¹⁾ „Triebe“ § 16.

unfreien Gezogenwerden zur Freiheit vorliegt, parallel dem Fortschritt aus dem sinnlichen zum Vernunftstadium: „Was ist der größte . . . Teil der Entdeckungen in seinen ersten Anfängen anders gewesen als eine absichtslose neue Wirkung einer in lebhaftere Wirksamkeit gesetzten Denkkraft, oder auch nur eine Fortrückung ihrer vorhergehenden Wirksamkeit, welche mit einer Lust verbunden war? Das Vergnügen über den Erfolg reizet im Anfang, wie ein anderes tierisches Gefühl“ etc. Erst mit Eintritt der Reflexion erhebt sich das anfängliche tierische Bestreben zum vernünftigen Wollen.⁹²⁾ Und im Hauptwerk heißt es:⁹³⁾ „Die Freiheit ist wie die Vernunft eine der spätesten Äußerungen der zu ihrer Reife fortschreitenden menschlichen Natur.“ Also: auch beim Wollen wie beim Denken eine vorvernünftige Anfangsstufe.

Statt willkürlich setzt Tetens, wie Leibniz, zufällig. Mit der Unbestimmtheit der geistigen Anlagen, der verhältnismäßigen Abwesenheit des Zwangs bei ihrer Entwicklung und mit der Mannigfaltigkeit der beeinflussenden Umstände ist gegeben, daß das meiste in den Sprachen zufällig, das allerwenigste notwendig ist. Lambert, den hier Tetens stillschweigend korrigiert, hatte neben den vielen „Anomalien“, die auch er zugeben muß, doch „ungemein viel“ Notwendiges, „Metaphysisches und Allgemeines“ gehabt.⁹⁴⁾ Tetens findet solches höchstens in einer Interjektion, auch noch im Grammatischen; aber auch das Notwendige ist nicht überall identisch, nicht streng universal. Zufall schließt aber natürlich die Gründe nicht aus, gesetzmäßig verläuft alles: sowie die Veranlassung da ist, muß die Entwicklung der inneren Anlage eintreten. Ebenso ist alles „natürlich“, weil überall natürliche Veranlassungen sind.⁹⁵⁾

Es bleibt noch die Frage der Aktualisierung der geistigen Potenzen, eine Frage, die ja Herders Position beinahe zum Umkippen in die gegnerische gebracht hätte. Tetens unterscheidet unter den Fähigkeiten mehr von innen heraus determinierende, Triebe oder wirkliche Bestrebungen etwas zu verrichten, und

⁹²⁾ 79; auch Reimarus läßt die Freiheit als achten menschlichen Vorzug aus der Reflexion hervorgehen, „Vernunftlehre“ § 25.

⁹³⁾ I, 757. ⁹⁴⁾ Ersteres Semiotik § 127, letzteres § 3. ⁹⁵⁾ 60.

andere weniger determinierende, Anlagen etwas verrichten zu können oder gar bloß etwas zu werden. Von letzterer Art sind die geistigen Kräfte, Vernunft und Sprachfähigkeit.⁹⁶⁾ Die sind weit mehr als die ersteren auf die Gunst auslösender äußerer Umstände angewiesen. Die spontanen Betätigungen zeigen sich zugleich am hilfbedürftigsten. So ist der Haupteinwand gegen die „Hinreichlichkeit“ des Sprachvermögens zu wirklicher Erlangung der Sprache aus der Größe des natürlichen Unvermögens und der Trägheit des sich selbst überlassenen Menschen genommen.⁹⁷⁾ Tetens rügt an der durch die Preisaufgabe veranlaßten Sprachdebatte, daß mehr bloß die innere Sprachanlage anstatt auch die Wichtigkeit der äußeren Anlässe ins Auge gefaßt worden sei.⁹⁸⁾ Er selbst geht 1772 der Kardinalfrage nach der inneren Stärke des Entwicklungstriebes, „von der das Allgemeine noch nicht einmal in Ordnung gebracht ist“, dadurch aus dem Weg, daß er sich an einzelne empirische Data hält, welche die Gefahr der „Erstarrung“, des Stilliegens bei Ungunst äußerer Umstände beweisen. Solche Data sind unter Tieren aufgewachsene Kinder oder wilde Stämme. Wie ein Funke, der auf einen Stein fällt, erlischt, der beste Same ohne das bestimmte Maß von Nässe und Wärme nicht keimt,⁹⁹⁾ so gehts mit der Anlage zu Vernunft und Sprache ohne die Macht auslösender Faktoren. Solche günstigen Faktoren wären: die menschliche Gesellschaft; ein vorzüglicher Kopf innerhalb derselben, vielleicht ein ausländischer Lehrer; eine über den Hang zum Gewohnten hinaushebende neue Not oder neue Wollust, die die erfindende Dichtkraft anstacheln; klimatische Einflüsse etc. Die mittlere Stellung, die Tetens zwischen Herder und Süßmilch einnehmen will, kommt auf die Anklage gegen ersteren hinaus, er setze die innere Fähigkeit zu Vernunft und Sprache so stark an, daß sie von selbst zur Vollrealität dränge. Nicht aus lauter Genies, wie Herder wolle, der dem Naturmenschen etwas von seiner eigenen Herderschen Schöpferkraft leihe,¹⁰⁰⁾ bestehe die Menschheit, aber auch nicht aus einem Haufen von Dummköpfen und Phlegmatikern; wie die Gegner es darzustellen beliebten; und die Erde trage nicht bloß das träg

⁹⁶⁾ 9. 75. ⁹⁷⁾ 75. ⁹⁸⁾ I, 767. ⁹⁹⁾ 21; I, 774. ¹⁰⁰⁾ I, 779.

machende Afrika und erstarrende Nowa Zembla, sondern auch den sanfteren Himmel Griechenlands und das die Phantasie erhitzende Asien. Die Wiederholung der antiken Experimente mit Kinder-aussetzung könnte die Frage nach dem Stärkemaß des Sprachdrangs nicht entscheiden, da die Menschen nicht alle gleichmäßig veranlagt sind und allerwärts den wenigen produktiven Köpfen die rezeptive Masse gegenübersteht; es bliebe also immer die Frage, ob, was an einem Kinde beobachtet wird, sich auf alle übertragen ließe.¹⁰¹⁾

IV. Herder und Tetens.

Die Herdersche Preisschrift gilt als die glänzendste sprachphilosophische Leistung des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht mit Unrecht. Auch Tetens spricht von der „vortrefflichen Preisschrift“. Ihr die Tetenssche Position gegenüberzustellen erreicht den Doppelpzweck, einerseits den großen Traditionsgrundstock, andererseits das spezifisch Eigene des beiderseitigen Standpunkts deutlicher hervorzuheben.

Der Grund, auf dem beide fußen, auch eine so geniale Arbeit wie die Herdersche in breitem Maß, wird bezeichnet mit dem Namen Leibniz. Auch die Hereinnahme der Condillac'schen Interjektionshypothese — Tetens tuts etwas stärker als Herder — bezeichnet keine eigentliche Abweichung von Leibniz, sofern das, was an der Interjektion dauernd konstitutiver Sprachbestandteil ist, die Bedeutung des Gefühls für Hervorbringen des Worts überhaupt, auch schon von Leibniz erkannt ist. Leibnizisch ist ferner der Gegensatz gegen das Wunder, unter Festhaltung mittelbar providentiellen göttlichen Wirkens, ebenso gegen das $\theta\acute{\epsilon}\sigma\alpha\iota$ überhaupt, jedenfalls für den Sprachanfang, das Nachahmungsprinzip, der prinzipielle Anschluß an die Sprachforschung, die Gegenstandssprache als etwas spezifisch Menschliches, das Wort als Zeichen, die Sprache als Denkhilfe, die Vernunft als Organ des Verdeutlichens, die ursprüngliche sinnliche Bedeutung aller Wörter, der enorme Wert der Metapher für das, was den Grundvorzug der Sprache für die Geistesentwicklung ausmacht, für den Prozeß des Ableitens

¹⁰¹⁾ I, 783.

von wenigen Wurzeln her, der Entwicklungsgedanke selbst, die Gesetzmäßigkeit auch auf geistigem Gebiet und daneben doch der Zufallscharakter desselben, sowie manches einzelne Detail. Von englischen und französischen Einflüssen, wenn auch mit den Kautschukbestimmungen von Leibniz vereinbar und vereinigt, stammt die stärkere Premierung einer selbständigen Sinnlichkeit, das Gefühl einbegriffen, bei beiden; Tetens ausdrücklich, aber faktisch auch Herder benützen sie als Ausweg aus dem Süßmilchschen Zirkel.

Sehen wir nach dem, was jeder gegenüber der Tradition Eigenes hat, so erscheint Tetens schlichter, ärmer, kühler, aber auch klarer und oft treffender als Herder. Tetens steht dem Empirismus im guten und schlimmen Sinn näher als Herder. Er teilt mit ihm z. B. die geringere Fähigkeit, den Begriff des Geistigen in seinem Gegensatz statt seinem Zusammenhang mit dem Naturhaften herauszuarbeiten, während Herder wenigstens energische Anläufe dazu nimmt; wohl reserviert Tetens im Hauptwerk dem Denken mit der deutschen Philosophie einen eigenen qualitativ höheren Platz über der Sinnlichkeit, aber es ist wie oft bei den Oberen der Erde, die nominell regieren, faktisch von unten regiert werden: in der Vorstufe der Sinnlichkeit geschieht das eigentlich Entscheidende. Gehen wir speziell zum sprachlichen Gebiet, so hat Herder das Wesen des Onomatopoetischen oder Symbolischen tiefer erfaßt als Tetens; andererseits hätte dieser in seiner Dichtkraft eine Handhabe, die Nachahmungstheorie zu ergänzen, die als Universalerklärung zu sehr mit dem Notbehelf des Unverständlichgewordenseins anfangs vorliegender Symbole operieren muß, und der Erfindung — wie solche schon im Ausdruck „Namen „schöpfen“ vorausgesetzt ist — zu ihrem relativen Recht zu helfen. Nähere Ausführungen fehlen aber. Angenehm berührt bei Tetens die Erweichung des starren Zeichenbegriffs, der das Wort als fertiges Zeichen für einen fertigen Gedanken nimmt; er beachtet schon die Funktion des Sprechens als Mittel, das völlige Herausfallen des Gedankens zu fördern. Auch die Substitution des Zeichens anstelle des Gedankens ist ins Funktionelle gewendet gegenüber Leibniz. — Dem Herderschen Gedanken von dem ästhetischen Grundcharakter der Sprache, der als Protest

gegenüber der Überschätzung der Begriffs- und Gelehrtensprache sicher seine Berechtigung hat, nähert sich Tetens mit seinem Hochhalten der Phantasie. Mit dem Problem des Allgemeinen hat sich Tetens, wie schon gesagt, etwas mehr Mühe gegeben als Herder.

An der sonst scharfsichtigen Kritik von Tetens an Herder beanstanden wir die Ausstellung betreffs des Urmenschen und betreffs der Aktualisierung. Herder hat wohl in richtiger Divination, richtig besonders wiederum wenn als Protest aufgefaßt gegen eine Einseitigkeit, die empiristische Vertierung des Protoplasten, auf die relative Höhe schon des Urmenschen aufmerksam gemacht und das Verhältnis der Arbeitsteilung, das er auch nach seiner Verlustseite in Anschlag bringt, nebst überragendem Einfluß einzelner erst der eigentlichen Kulturentwicklung vorbehalten. — Daß die Charakterisierung, Herder behaupte Notwendigkeit des Sprachursprungs, besonders wenn die namhaft gemachte Stelle der Sprachabhandlung auf Herder ginge, einseitig ist, war schon da. Herder hat die Notwendigkeit auslösender Umstände nicht übersehen, die Tatsache des Stilliegens beachtet, die Abmessung des inneren Kraftmaßes des Geistigen schon bei Sulzer und Reimarus gefunden. Tetens gebührt nur das Verdienst, das Problem, das z. B. heute wieder in der Diskussion über den ökonomischen Materialismus, über Politik und Moral eine Rolle spielt, tiefer als solches erfaßt zu haben.
